

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Staatsanwalt Dunder.

Von Stefan Großmann.

Am Stammtisch im Hotel Continental fehlte heute ein alter Stammgast, der Staatsanwalt Dunder. Er fehlte, aber sein Geist ging um, schlüpfte in alle Gespräche, lebte in den kleinen banalen Stoßseufzern. Er fehlte heute, der Staatsanwalt Dunder, aber niemals hatte er seinen Freundeskreis so beherrscht wie gerade heute...

„Eigentlich wissen wir alle miteinander,“ sagte schon gegen Mitternacht der Apotheker Zwölfinger, „nicht, was für ein Mensch er war. Hier bei uns war er das Gemütlächste, das man sich denken kann! Nicht? Nichts hat's gegeben, was er nicht menschlich verstanden hätte! Und dabei hat er doch in der ganzen Stadt als ein eifrigster Mensch, sozusagen als Bluthund gegolten.“

Stürmisch unterbrachen einige den Apotheker.

„Ich möchte bitten,“ erklärte der Hotelier bestimmt, „daß von Dunder überhaupt nicht in so einem Tone geredet wird! Ich weiß es, ich hab ihn gekannt, ich bin jahrelang Abend für Abend an seiner Seite gesessen, ich hab ihn täglich um ein Uhr nach Hause gebracht. Da war er ganz aufrichtig, da hat er nicht Komödie gespielt. Und was war er da für ein einsamer armer Teufel, der für einen herzlichen Gutenachtgruß dankbar war! Wißt ihr, daß er einmal nachts den Rappel bekommen hat, sich das Gerichtstor aufsperrn zu lassen, daß er mit einer kleinen Handlaterne über die finsternen Gerichtstorreie ging, durch die Höfe des Gerichtsgebäudes, bis er in einen Hof kam, wo „seine“ Fälle waren! Und da ist dieser eifrigste Mensch, dieser Bluthund ein paar Minuten lang lauschend still gestanden und hat gehorcht, ob er nicht aus einer Zelle, an die er gerade dachte, einen Laut vernimmt, vielleicht einen Seufzer eines armen Teufels, der nicht schlafen kann.“

Einen Moment schwiegen alle. . . .

„Weißt Du, Bühringer,“ begann der Arzt des Stammtisches vorsichtig, „das beweist vielleicht nur, wie leidenschaftlich er sein Amt ausgefüllt hat. Er trank förmlich mit Bier seine Fälle Glaubst Du nicht, daß, wenn er so in der Nacht zufällig ein Geständnis erlauscht hätte, ihn das am glücklichsten gemacht hätte?“

„Nein! Nein!“ schrie der Hotelier ganz aufgeregt, „da sieht man, wie wenig Ihr alle ihn gekannt habt. Nicht eine Silbe hätte er davon verraten! Vor allem hätte er nie eingestanden, daß er in seiner freien Zeit an „seine Fälle“ denkt. Das war ja sein größter Ehrgeiz, daß niemand im privaten Leben ihm je den Staatsanwalt anmerkt. Deshalb hat er immer den Fischen gespielt. Nein, mein lieber Doktor, Du hast ihn eben nicht gekannt.“

„Sag einmal, Bühringer,“ erwiderte der Arzt ganz ruhig, „hast Du ihn einmal bei Gericht gesehen?“

„Nein! Ich glaub', er hat es nicht gern gehabt, wenn jemand als Zuschauer wie ins Theater zu Gericht gegangen ist.“ — „Schön! Dann kannst Du über ihn auch nicht mitsprechen. Denn ich hab' ihn dort gesehen, und ich sag' Dir, er war bei Gericht ganz ein anderer als hier! Es war, als entzündete dadurch, daß er die Amtskappe aufsetzt, plötzlich ein völlig anderer Mensch aus ihm! Das ist soweit gegangen, daß er seine besten Freunde, wenn er ihnen im Gerichtsflur zufällig begegnet ist, ansah, als kenne er sie nicht. Wirßt Du's glauben, daß er in den Pausen so einer Verhandlung niemals mit irgendwem auch nur ein Wort geredet hat? Aber wie hat er dann in den Verhandlungen gefragt, geredet, dazwischengerufen! Kein Glend, das ihn gerührt, keine Jugend, die ihn ergriffen hätte! Nein, wenn man ihn dort gesehen hat, da begreift man die Worte schon, die Zwölfinger früher erwähnt hat!“

Lange wurde hin und her gestritten. Es war schon über halb zwei Uhr nachts, als plötzlich der alte weißhaarige Realschuldirektor Kupke mit seiner leisen, langsamen Stimme das Wort nahm:

„Ich habe ihn einmal in einer Stunde gesehen, wo die zwei Menschen in ihm rausten, der Mensch mit der Amtskappe und der

Mensch ohne Amtskappe. Es ist lange her, von Euch weiß es keiner, und dieser Tag hätte ihn ganz leicht aus seiner Bahn werfen können. . . . Ich war damals Geschworener in dem berühmten Mordprozeß Casani. Dieser Casani war ein junger, hübschöner Mensch, ein Tunichtgut, der einmal Geld besessen und seine weißen Hände für zu wohlgepflegt hielt, um sie durch Arbeit zu beschmutzen. Wegen seiner Schönheit, mehr noch wegen seines sanften Wesens hatte er große Erfolge bei den Weibern, so daß ihm immer fünf oder sechs gleichzeitig nachrannten. Er nahm sie alle — die hübschen nämlich —, er machte sie schwanger, nahm von ihnen Geld, und wenn kein Geld mehr herauszulocken war, schüttelte er ihnen ein wenig Zyankali in den Morgenkaffee, und die Sache war erledigt. Ich habe trotzdem für Freisprechung gestimmt, weil mir der junge Kerl wie ein unerwachsener, blind handelnder Knabe vorkam. Er verstand nicht, was er begangen hatte. Dunder ist in der Verhandlung nur so losgegangen. O, er wollte die Regungen des Gewissens in diesem naiven Burschen schon hervorkitzeln! Je harmloser Casani sich gebärdete, um so dräuender, donnernder ging Dunder los. Er hatte Erfolg. Mit zehn gegen zwei Stimmen wurde Casani zum Tode verurteilt. Als man's ihm mitteilte, nahm er es höflich zur Kenntnis und ließ sich lautlos in die Zelle geleiten. . . .

Zur Hinrichtung bin ich gegangen. Ich habe auch alle meine Kollegen gezwungen, hinzukommen, denn ich finde nichts erbärmlicher, als seinen Namen unter ein Todesurteil zu schreiben und dann nicht die Courage zu haben, die Exekution mitanzusehen. Vielleicht sollten die Richter auch selbst die Henker sein, denn aus dieser bloß schriftlichen Courage zum Verurteilen, aus dieser elenden „Arbeitsteilung“ erwächst alles Unheil. In einem kleinen Hof sollte die Hinrichtung stattfinden. Fürchterlich hohe schwarze Mauern ragen in die Luft, so daß kaum ein Stück Himmel hier sichtbar ist. In einer Ecke stand der Galgen. . . . Die Armeesünderglocke begann zu läuten. Namenlos bange Sekunden vergingen. Da trat Casani, vom Geistlichen und von den Henkersknechten gefolgt, aus seiner Zelle. Vier Schritte hatte er bis zum Galgen zu gehen. Und hier, in diesem Moment schien es, als sei der Knabe plötzlich erst zum Bewußtsein seiner Lage und seiner Taten erwacht. Er sah den Galgen und wurde kreideweiß. Die Augen traten ihm aus den Höhlen. In dieser Minute erwachte Casani erst aus seinem Traum. Und da sah er eine Sekunde lang um sich, mit einem Blick, der eine namenlos heiße Bitte: „Laßt mich leben!“ vortrug. Diesen Blick fing der Nächstehende — Dunder — auf. Eine Sekunde darauf stürzte Casani blüh schnell an Dunders Brust, und alle Schut, die ganze Vergangenheit, seine ganze gräßliche Todesangst und seine ganze Lebenssehnsucht lösten sich in einem unbeschreiblichen Schluchzen an Dunders Brust auf.

Dunder hatte ihn aufgefangen. Die Henker wollten Casani wegziehen, aber da geschah das Wertwürdige: Mit einer wütenden Gebärde, mit einem durchbohrenden Blick, wie er ihn sonst nur in den leidenschaftlichsten Staatsanwaltsmomenten hatte, wies Dunder sie von sich. Und er legte seine Arme über den schönen, dem Tode verfallenen Körper des Jünglings, und er flüsterte dem tief Schluchzenden Worte der reinsten Liebe ins Ohr.

Alle waren starr vor Staunen. Die Henker wagten sich nicht mehr in die Nähe. Die Gerichtsräte warteten eine, warteten zwei Minuten. Endlich ging der Gerichtspräsident, ein Kerl, dem jede Ehrfurcht abging, auf Dunder zu und flüsterte ihm halblaut ins Ohr: „Wissen Sie, daß Sie momentan einen Dreihundertvierzehner, eine Einmischung in eine Amtshandlung, begehen?“

Dunder verstand die Worte nicht, aber er ließ die Hände von dem Jüngling. Ein Wink des Präsidenten genügte, und die Henker traten vor. . . . Schaudernd wendeten wir uns ab. . . . Dunder ist am selben Tage noch auf Urlaub gegangen. „Erholung von der anstrengenden Tätigkeit der letzten Monate,“ hieß es in den Zeitungen. Er hat ein halbes Jahr gebraucht, um diese eine Minute in sich selbst in den Hintergrund zu drängen. Aber ich sage Euch: Ein friedloser Mann ist er sein Lebtag geblieben. . . .

Alte Maifeiern.

Von Max Schütte.

Als 1889 der Internationale Arbeiterkongress in Paris beschloß, den 1. Mai zum Weltfeiertag zu machen, hörte man vielfach fragen, warum denn gerade dieser Tag dazu ausersehen sei. Auch fehlte es nicht an Skeptikern, welche in der Maifeier als etwas am grünen Tisch Ausgeklügeltes sahen, ihr daher keine große Wirkung und Dauer versprachen. Aber diese Anschauung ist falsch. Die Maifeier ist uralte, und der Pariser Beschluß, sie gewissermaßen wieder zu beleben und ihr eine neue große Bedeutung zu geben, durchaus berechtigt.

Der Mai war von jeher der Lieblingsmonat der Völker. Das Anbrechen der schönen sonnigen Jahreszeit und ihr Sieg über die Winterkälte machte ihn zum „Wonnemond“, und kein anderer Monat ist in der Poesie, namentlich auch in der Volksdichtung, so gefeiert worden wie er. Auch unsere Vorfahren, die alten Germanen, wußten ihn in ihrer rauhen Heimat zu schätzen und widmeten ihm einen sinnigen Kult. In ihrer Mythologie, die ja leider unserem Volke trotz ihrer großen Schönheit viel zu wenig vertraut ist, hielten einst die große Götter- und Menschenvater Odin oder Wuotan und seine liebliche Gemahlin Frigg im Beginn des Mai auf dem Brocken oder Bloksberg ihre Hochzeit, und in der Nacht zum 1. Mai hielten die Götter und Göttinnen dort ihren alljährlich wiederholten Einzug. So war denn diese Zeit eine heilige, und die ersten zwölf Tage und Nächte des Mai dienten zu Opferfesten und ähnlichen Feiern, dienten aber auch zu Versammlungen der freien Männer, denen die Wahl der Fürsten, Beschluß über Krieg und Frieden, Wehrhaftmachung der Jugend und dergleichen oblag, so daß wir das „Maifeld“ als ein Wahrzeichen des Freiheitsfinnes der alten Deutschen betrachten dürfen. Erst als nach dem Siege des Christentums das Königtum im Bunde mit der Kirche immer mehr erstarrte, verlor es dauernd an Bedeutung. Das Christentum schritt nun mit Macht gegen die prächtigen Schöpfungen des nordisch-germanischen Heidentums ein. Da wurden die herrlichen Göttergestalten in finstere Teufel, Kobolde und Hegen verwandelt, oder — was noch schlimmer war — zu christlichen Heiligen umgebildet. Auf den 1. Mai wurde die Heiligspredung der frommen Walpurgis verlegt, welche 779 als Lebtiigin des Klosters Heidenheim bei Eichstätt ihre Tage beschloß, und so die Walpurgisnacht geschaffen. Der alte Götterglaube, der sich an sie knüpfte, war aber durch alle Verfolgungen nicht so leicht auszurotten und gewann noch dadurch an Nahrung, daß seine Anhänger in ihr trotz aller Verbote auf dem Bloksberge und anderen Kultstätten heimlich Feiern abhielten und, um die Christen abzuschrecken, sich oft unheimlicher Vermummungen bedienten. Goethe, der ja auch im „Faust“ die Walpurgisnacht zu ihrem Recht kommen läßt, stellt diese in der Dichtung „Die erste Walpurgisnacht“ trefflich dar und läßt die dem Heidentum Treugebliebenen zum Alwater singen:

„Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben!“

So erhielt sich der Zauber der Walpurgisnacht im Volksglauben an die Hegen, die in ihr auf Ziegenböcken, Raben, Kröten, Besenstielen oder Ofengabeln durch die Luft nach dem Bloksberge reiten, um mit dem Teufel Buhlschaft zu treiben, und zeigte sich bis in die neueste Zeit darin, daß man in vielen Gegenden, namentlich ländlichen, mit Kreide drei Kreuze an die Türen malte, um den Besuch von Unholden fernzuhalten. An den alten Kult erinnern auch noch viele Stätten im Harz, so die Teufelstanzel, der Hexentanz und der Hegenbrunnen auf dem Brocken, der Hegenanzplatz mit dem Teufelswaschbecken und die Kofstrappe, in der man unschwer ein dem Odin, dem das Pferd heilig war, geweihtes Mal erkennen kann. Die romantische Szenerie der Berg- und Felslandschaft erhöht den Reiz der zauberhaften Vorstellung. Neben den unheimlichen, gespenstischen Zügen behielt die Feier des Maibeginns aber auch viele freundliche, heitere, die ebenfalls auf die alten Götterfeste zurückgehen. In vielen Gegenden, namentlich Deutschlands und der skandinavischen Länder, wurde der Maikönig oder Maigraf, meist der vornehmste Bursche des Ortes, gewählt, verbarg sich im Walde, wurde von den Genossen gesucht und mit Blumen und Maigrün geschmückt zum Kampfe gegen den König Winter geführt. Hatte er ihn mannhaft niedergeworfen, so erkor er die liebliche Maibraut und führte sie zum Tanze, und ein fröhliches Gelage bildete den Abschluß der Maifeier. Solche Bräuche stammten aus der alten Heidenzeit und hatten vielfach noch bis in unsere Tage Nachklänge, so im Maibrunnenfest am Rhein, im Mattanz in Schwaben und im Maireiten in Dänemark, sind freilich auch oft im Pfingstfest aufgegangen, das gleich anderen christlichen Festen noch viele Erinnerungen an das Heidentum bringt. Ebenfalls auf sehr alte Zeit zurück gehen die Bauernregeln vom Wetter im Mai und der Kult vieler Pflanzen. Daß eine der reizendsten Frühlings-

gaben den sinnigen Namen „Maiblume“ oder „Maiglöckchen“ führt, ist ein schönes Zeichen für den poetischen Sinn unseres Volkes. Ueberall erkennen wir, daß die Völker dem Mai eine hohe Verehrung entgegenbrachten, die „Maienwonne“ schätzten und dabei ganz besonders das Friedens- und Freiheitsgefühl siegreich werden ließen. Solche Gefühle sind es denn auch, die auf den Maifeiern unserer Tage zum Ausdruck kommen und um die Arbeiter der verschiedenen Länder in so schwerer Zeit ein Band inniger Gemeinsamkeit schließen.

Moderne Ernährungslehre.

In der Deutschen Chemischen Gesellschaft zu Berlin sprach kürzlich Prof. Max Rubner, der Berliner Physiologe, über Ernährungsfragen. Indem er eine allgemeine Ernährungslehre entwickelte, betonte er die besonderen Gesetze und Regeln der menschlichen Ernährung bei der Auswahl und Zusammenfügung der Nahrungsmittel. Es ist jedem Tierzüchter bekannt, wie sorgfältig einzelne Tierarten ihren Nahrungsbedarf nach ihrem besonderen Geschmackszusammenhang. Der bestimmte gerichtete Geschmack (oder Geruch) aber ist Art- oder auch Rasseeigenschaft. Während es sich bei den Tieren im wesentlichen um instinktive Handlungen handelt, liegen bei Menschen die Verhältnisse verwickelter infolge des weitgehenden Einflusses geistiger Vorgänge.

Rubner sah dabei ab von der hohen hygienischen Bedeutung von Geschmack und Geruch. Eine geschmacklose Kost ist, auch wenn sie gesundheitlich völlig unbedenklich ist, eine Unmöglichkeit für jede Dauerernährung. Im stärksten Hunger überwindet der Mensch zwar alle geschmacklichen Bedenken, aber es kommt dabei doch eben nur zu ungenügender Ernährung und bei längerer Dauer zum Zusammenbruch der Gesundheit. Wie der Mangel an Geschmack, so können auch stark hervortretende Geschmäcke ebenso hinderlich für die dauernde Ernährung sein. Geschmack als Empfindung betrachtet, ist keine sich gleichbleibende Größe, zweifellos auch nicht immer ein einfacher Reiz, sondern ein geistiger Akt. Im Verlangen nach Nahrung ist der Geschmackseindruck am ausgeprägtesten, im Sättigungszustand kann er abgestumpft sein oder sich in Ekel verwandeln. Er ist erworben und durch Belehrung veränderlich. Käse stößt durch seinen Geruch und Geschmack ab, aber wenn man uns gelehrt hat, er sei ein gutes Nahrungsmittel, so kommen wir über den üblen Sinneseindruck hinweg. Die anezogenen Geschmacksurteile können für das ganze Leben nachhalten. Besteht eine Kost aus mehreren Nahrungsmitteln, die als getrennte Gerichte gegeben werden, so kann man wochenlang und länger eine solche Kost genießen; sie hört aber auf, günstig zu sein, wenn man alle Speisen zusammenmischt und diese einheitlichen Gemenge darbietet. Unerträglich ist die gleiche Zubereitungsweise, z. B. täglich wiederkehrende Breiformen. Dieser Mangel einer richtigen Auswahl führt zur Verweigerung der Nahrungsaufnahme. Neben einer Geschmacksermüdung, wie sie bei gleichbleibenden Reizen eintritt, kommt hier der Ausfall des Kauens und der Mangel an Anregung durch die Speichelabsonderung in Betracht. Die Zusammenhänge sind verständlich, da das Anlustgefühl an sich schon auf die Absonderung sehr vieler Verdauungssäfte ungünstig wirkt und außerdem der Ausfall des Kauens die Speichelabsonderung lähmt. Außerdem bedeutet der Abwechslungsdrang die größte und wichtigste Sicherung gegen einseitige Ernährung, die leicht zur unzureichenden Kost wird.

Die Ansprüche der Geschmacksqualitäten ändern sich mit der Menge aufzunehmender Nahrung. Je größer die Nahrungsmengen, um so einfacher die Ansprüche und um so weniger spielen die seelischen Momente eine Rolle. Je weniger der Bedarf und je mehr die geistige Anspannung eine Rolle spielt, um so mehr sinken der Appetit und die Absonderung und um so mehr wird es nötig, durch schärfer reizende Kombinationen den „Appetit“ auf der zur Erhaltung des Körpers richtigen Höhe zu halten. Dasselbe Nahrungsgemisch kann ohne alle tieferen Besonderheiten durch diese Einflüsse, die vom Gehirn ausgehen, bei dem einen vollwertig sein, bei dem anderen minderwertig; die menschliche Ernährung findet also ihre Erklärung niemals aus den Tierexperimenten, sondern kann nur am Menschen selbst studiert werden. Das seelische Moment spielt insofern eine Rolle, als durch die Erziehung bestimmte Vorlieben und Abneigungen geweckt werden können, wie auch das Vorbild der Eltern in der Nahrungswahl von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Der durch seelische Momente mehr oder minder getrübbten Nahrungswahl steht als unabweislicher Instinkt der eigentliche Hunger gegenüber, der ein Organhungert ist und mit den Bedürfnissen der Zellen zusammenhängt. Die Stillung des Appetits erfolgt zunächst meist schon seelisch, indem der Hungernde, der sich an den gedachten Tisch setzt, ohne weiteres die vorher gefühlte Begierde nach Nahrung weniger empfindet. Weiter findet eine Stillung der Begierde durch Füllung des Magens statt. Sobald der Magen stark gefüllt ist, hört der Hunger auf, obwohl die Zellen noch gar keine Nahrung erhalten haben. Ist die Nahrung aber minderwertig, so kommt sehr bald, auch wenn der Magen noch nicht leer ist, das allgemeine Hungergefühl wieder und steigert sich bei Speisen, die geringen Geschmackswert haben, zu einem Widerpiel der Empfindungen, indem sich Ekel an der Nahrung und allgemeines Gefühl des Nahrungsbedarfs streitet. Im allgemeinen sinkt, wenn man von Japan absieht, der Anteil der Animalien nicht unter ein Zehntel und geht nicht über 40 Proz. der Nahrung in die Höhe.

Das Geheimnis der Lerche.

Von Max Kolmsperger.

Die Menschen, insbesondere die beschwingten unter ihnen, die sich Dichter nennen, aber auch die mit den gebundenen Flügeln, die Gottesgelehrten, behaupten seit vielen hundert Jahren, die Lerche singe zur Ehre Gottes. Ja, bei einem uralten, verschollenen Scholastiker aus der Schule des hl. Augustin, der seinen umfangreichen kosmologischen Gottesbeweis mit 65 Beispielen belegte, habe ich gelesen, daß die Lerche überhaupt nicht singen würde, wenn Gott nicht existierte.

Nirgendwo aber kann ich Antwort auf die Frage finden, warum die Lerche nach dem Fest des hl. Jakobus verstummt, wenn die Sonne brennt und glüht, daß die Erde lechzt wie unter den Glutten der ersten Schöpfungsschmerzen. Was hätte der vorhin zitierte Scholastiker wohl erwidert, wenn ihn einer pffiffig gefragt hätte: „Und was ist's nach dem 25. Julitag? Glaubst die fromme Lerche von diesem Tage an nicht mehr an den lieben Gott, oder will Gott von diesem Tage an nicht mehr gepriesen werden?“

Denn — o Wunder — von dem Tage an steigt sie still gen Himmel, nicht mehr so hoch und nicht mehr so steil, und niemand ist imstande, ihr einen Ton zu entlocken, nicht der Gesang der Schnitter, nicht die Scherze der Mägde, nicht der Schreck vor des Jägers Tritten, vor des Hasen flüchtenden Sprüngen, selbst der Herbst nicht, wenn ihn die Sonne vergoldet, und nicht das verblassende Grün der Wiesen und die Traurigkeit des verwaisten Rains.

Wessen Befehl verstummt ihr die Kehl? Ein Befehl in ihrem Innern? Das Mitleid mit den hinsinkenden Halmen des Kornes, der Abscheu vor dem Mordschritt des Mähers, der Ekel vor der Gier des Mäusevolks, ihr Künstlerhaß gegen die Mißklänge der Sense und des Wehsteins?

Sie schweigt, kein Laut entringt sich ihrer Kehl, und die Glockenblume läutet kein Geheimnis aus. Der Hase könnte es wohl längst erfahren haben, indes, um diese Zeit lockt ihn der Klee, und die Unerfälligkeit seiner Liebe macht ihn taub und blind.

Aber der Bach, der ihr Jubeln am schwersten entbehrt, weil ihn die Schweigsamkeit seiner Bewohner solange schon bedrückt, der muß es erzählen. Wenn ihm die Weide nicht mit ihren Ruten drohte, sobald er sein Geheimnis preisgeben will.

Es bleibt ein Rätsel, das niemand löst.

Aber der superkluge Volksmund weiß Trost: „Am Lichtmeh muß die Lerche auf die Heide, ist's ihr lieb oder leid.“

Wenn die Raben noch mit ihren Hungerschreien nach den vergangenen Zeiten der Hochgerichte rufen und von den Gipfeln der Tannen vergebens nach den Galgenhügeln spähen, wo ihre Ahnen praßten, wenn die Bachstelze ihr Hungerbild im eisigen Spiegel sieht, und die Sperlinge die tauben Halme der Strohblätter beschwören, dann probt die kleine Lerche ihr wiedererwachtes Lieb. Knirschend hört der Frost ihren Frühlingsgesang, ohnmächtig sieht sie der Raupreif ins Blaue steigen und verwundert schickt ihr der Mensch freudige Blicke nach. Sie hat ihre Psalmsprache wiedergefunden, ein neuer, geheimnisvoller Befehl hat ihr die Zunge gelöst, und mit dem Schimmer seines Goldkreuzes begrüßt sie der Kirchturm in der Höhe, der mit seinem Stundenschlag die Zeit verwünscht. Aber nichts verrät ihr doppeltes Geheimnis, den dunklen Grund ihres jähen Verstummens in Sommerszeiten, den kalten Zwang ihres frühen Gesangs in Winterruhe, selbst ihr klarster Triller nicht, den ihr die Sonne im Mai entlockt und die knospende Sehnacht unzähliger Blüten.

April.

Schmäle mir nicht den April,
Der weiß schon, was er will!
Ein wenig ungestüm kommt er gebraust,
Und hält doch Blüten schon in der Faust!
Ein Draufgänger ist's, dem nichts dran gelegen,
Ob Sturm, ob Schnee, ob Sonne, ob Regen!
Denn er kennt sein Ziel, das er sich gesteckt:
Ein Ziel, das Keime und Triebe weckt!
Und was der Sommer dir schenkt in Füll',
Nimmer wär's da ohn' den April!
Mach's ihm nach, weck Keime und Triebe,
Zaubre Blüten und Kraft und Sonne und Liebe,
Mache die Erde vom Winter frei!
Ohne April gäb's nie einen Mai!

Justitius.

Die Wahrheit über Genua.

Etienographischer Bericht unseres militärischen Mitarbeiters
Hans Klabaufmann über die Tagung des Kriegervereins
„In Treue fest“ zu Seringen a. d. Helme.

Der Vorsitzende eröffnet:

„Kameraden! Von gutem alten Preußengeist und heißer Liebe zum Vaterland und angestammten Herrscherhaus befeelt, seid ihr herbeigeieit, in dieser trostlosen Zeit Deutsche Sitte und Deutsches Denten hochzuhalten. Stolz rufen wir noch heute:

Alle Zeit treu bereit
für des Reiches Herrlichkeit!

In uns lebt der Geist Seiner hochseligen Majestät Kaiser Wilhelms I., des Urentels des Franzosenhassers Friedrich des Großen, jener Geist, der uns die herrlichen Siege von Jena und Auerstädt hat erringen helfen, jener Geist, der nicht sterben wird, solange ein deutsches Herz schlägt und deutsches Blut in den Adern rollt.

Anlässlich des Geburtstages Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Alexandra zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg soll wie stets zu den Ehrenlagen der hervorragendsten Persönlichkeiten Deutschlands der Abend echter Kultur gewidmet sein. Herr Königlich preußischer Generalmajor von Werner wird das Thema „Deutschland und Genua“ behandeln und so der Wahrheit über die Politik der Gegenwart den Weg bahnen. Wir geben uns das Gelöbnis, die hier empfangene politische Belehrung hinauszutragen in die Massen, der Wahrheit die Ehre! Herr Generalmajor hat das Wort:

Generalmajor v. Werner:

„Kameraden! Wer die Genua-Konferenz werten und verstehen will, darf sich nicht an Zeitungsberichte klammern. Die Presse ist international und verjudet. Wer heute noch sein Weltbürgertum über sein Deutschtum stellt, sollte am besten auswandern. Studiert Geschichte, dann werdet ihr die Zusammenhänge begreifen. Zum Donnerwetter! Was hat uns soweit sinken lassen, daß wir die Einladung nach Genua zu einer Konferenz mit unseren Todfeinden annehmen mußten? Die Politik des deutschen Kaiserreichs war kraftvoll; denn sie war auf das Schwert gestützt. Der Krieg war an sich kein Unglück. Der Ausgang des Krieges konnte dem Einsichtigen aber nicht zweifelhaft sein. Ein halbes Jahrhundert planmäßiger Heharbeit ist an unserem Volk nicht spurlos vorübergegangen. Das deutsche Volk hat nicht begriffen, daß zur Erhaltung der Freiheit vor allen Dingen Macht erforderlich ist, daß es Recht und Freiheit als dauernden Zustand nie gegeben hat und nie geben kann, wenn Macht sie nicht stützt. So kam es zu der unglückseligen Reichstagsentscheidung vom 19. Juli 1917. Pflü Deibel! Wir hatten militärisch gesiegt, da kam die Revolution. Unser rotes Blut war vergeblich geflossen. Aus dem sichern Sieg machte die Revolution Niederlage.

Nach diesem streng historischen Rückblick komme ich auf die jüngste Politik. Lassen wir das Vergangene begraben sein! Wie hat die Republik die Macht genützt, die die neuen Männer in die Faust bekommen haben? Gar nicht. Der sozialdemokratische Reichszankler Wirth ist ein unfähiger Subalternbeamter. Mit der elenden Erfüllungspolitik wird er unser Vaterland bald ganz zugrunde regiert haben. Er versteht nicht die kleinsten Erfolge zu erringen, wie sie fürst Bülow täglich zu verzeichnen hatte. Ich erinnere da an die Friedenskonferenz im Haag. Wen sucht er sich für Genua aus? Unfähige Kinder wie den früheren Angestellten eines Installationsgeschäfts Rathenau; Männer wie Tirpitz, Hindenburg und Ludendorff läßt er untätig zu Hause sitzen. Ludendorff hätte mit der Faust einfach auf den Tisch gehauen, daß es splitterte, und alle Schwierigkeiten wären beseitigt gewesen. Aber bei unseren Feinden ist auch keine bessere Auslese getroffen. Versolgen wir den bisherigen Verlauf der Konferenz! Der Italiener de Facta hält eine schwächliche Eröffnungsrede. Herr Wirth faltet etwas von seiner Erfüllung, und der hergelaufene russische Bagabund Tschitscherin macht sein jüdisches Gewäsch über die Abrüstung. Der einzige Mann — ich sage das von einem Franzosen —, der Achtung einflößt, ist der französische Delegierte Barthou. Er fuhr dem russischen Juden glatt über den Mund. Da nimmt ihm der schwächliche Lloyd George mit seinem albernen Abrüstungsgefasel, mit dem er sich schon in Washington lächerlich gemacht hat, in Schutz. Lloyd George ist überhaupt der Situation in keiner Weise gewachsen. Ihm fehlt die militärische Haltung. Gestützt wird diese Puppe von dem deutschen Botschafter in Italien, Herrn Schanzer. Als nun vor einigen Tagen die beiden Juden Rathenau und Tschitscherin ein Tobbergeschäft zwischen Deutschland und dem Bolschewistenhort abgeschlossen hatten, wäre beinahe die ganze Konferenz aufgeslogen, wenn nicht Barthou mit gewohnter Farsche und Feingefühl die Situation gerettet hätte. Solange wir nicht in unserem Vaterland derartige Männer haben, glauben wir nicht an seinen Aufstieg. Wir sagen zu den Memmen: Weggetreten!“

Der Vorsitzende schließt mit den Worten:

„Kameraden! Wir sagen Herrn Generalmajor für seine lichtvollen, von echt deutschem Geist getragenen gründlichen und tief-schürfenden Ausführungen, die uns das verwirrte Bild der auswärtigen Lage mit einem Schlage verständlich machen, unseren heißen Dank. Unser allergnädigster Kriegsherr, hurra!“

Die über den Erdball gespannten Telegraphendrähte sind die Harfenaiten, auf denen das braufende Lied der menschlichen Kultur gespielt wird.

Arthur Fürst.

Balzac. In der Einleitung zu seiner neuen Verdeutschung von zwei Meisterwerken des grandiosen französischen Romanschöpfers Balzac („Die Herzogin von Langeais“, „Eugenie Grandet“), die in Bongos klassischer Bücherei erschienen, gibt Max Hochdorf ein fesselndes, ja ergreifendes Bild von diesem großen Kunstbesessenen.

Wie sah Balzac aus: „Ein kleiner, dicker Mann, mit sehr schönen, schwarzen Augen und einer aufgeschwulsteten Nase. Er war sehr geschwätzig und einem Badenschwengel nicht unähnlich. Von hinten ähnelte er einer geraden Linie, aus der nur die Waden etwas herausquollen. Von vorn gleich er der Hälfte eines Pit-Us. Er war ewig dreidig und riß die Augen weit auf, wenn man mit ihm sprach. Er war unbesangen wie ein Junge und setzte die Leute durch Kenntnisse in Erstaunen, die er gar nicht besaß. Er trug stets lächerliche weiße Westen und einen Mauerhut mit blauem Baumwollfutter. Gavarni fragte ihn einmal: „Balzac, warum haben Sie keinen Freund?“ — Balzac: „Einen Freund?“ — „Ja, einen dieser stumpfsinnigen, anhänglichen Spießbürger, der Ihnen die Hände wäscht, Ihnen die Halsbinde zurechtrückt und für Sie alles das tun würde, wofür Sie keine Zeit haben.“ Und Balzac rief aus: „Ja, solchen Freund würde ich unsterblich machen!“ Er fraß wie ein Schwein. Dann war er überfüllt und hatte den Bauch mit Fressen angestopft. Halb irrsinnig ging er schlafen. Um Mitternacht weckte ihn der Diener. Er trank Kaffee und beschrieb zwei Stunden lang Papiermassen. Im Leben war er unwissend und töricht. Während er arbeitete, muß in ihm ein seltsames Wunder gewirkt haben. Denn er konnte dann alle Dinge der Welt wissen, selbst das, was niemand sonst wissen konnte.

Derart schildert Gavarni, der ein gerechter und wahrheitsliebender Mann sein wollte, Honoré de Balzac. Gavarni ist der Künstler, der nicht lügt. Er ist auch kein Phantast, er ist nur ein Grübler, der sich die Wirklichkeit ordnend zusammenieht. Man erschrickt beinahe vor diesem Bilde. Es ist entsetzlich, aber es ist groß. Es hat Züge von einer nicht zu fassenden Unendlichkeit. Wir müssen uns daran gewöhnen, Balzac in so ungeheuren Formen, in so rätselhaften Auswüchsen des Guten und in so abschreckenden Umrissen des Elsthaften zu sehen.“

Aber was bedeutete Balzac: „Balzac ist zugleich ein Mythos und ein Mensch. Darum blieb es nicht aus, daß Nichtsnuße erzählten, er sei Herr über zwei Zauberbecher. Aus dem einen tränke er sein Leben, aus dem anderen sein Talent. Er selber kam nicht oft zum Bewußtsein der eigenen Natur. Kann er sich ohne Ueberdruß und auch ohne jenen Taumel, der oft das vulkanische Genie treibt, beobachten und verraten, dann spricht er von einem doppelstirnigen Genie. Er bezeichnet damit in sich und in den seltenen Verwandten seines Geistes solche Naturen, die zugleich vorwärts- und rückwärts- und im Kreise herumblenden können. Sie sind keine „Spezialisten“, sie sind fähig, die ganze Menschenwelt, die ganze Welt der Dinge und sogar die Ueberwelt zu begreifen und schließlich das Wichtigste zu tun, was sie Gott ähnlich macht: Sie gestalten aus derartigen Ansummen der Erfahrung eine neue, zu ihnen allein gehörende Welt der Kunst.“

Das Raumgefühl im Flugzeuge. Interessante Mitteilungen über seine Eindrücke aus der Fliegerzeit macht jetzt der Arzt Dr. Nollenius. Nach kurzem Fluge in den Wolken, sagt er, verschwindet jedes Gefühl für die Lage des Flugzeuges. Man merkt nicht mehr, ob das Flugzeug steigt oder fällt, und glaubt stets geradeaus zu fliegen. Beim Durchstoßen des Nebels ist man dann äußerst erstaunt, wenn man die Erde völlig schief unter sich liegen sieht. Das Gefühl für die Lage im Raum wird nicht durch direkte Empfindung, sondern durch Urteil aufrechterhalten; das Urteil folgt der Lageveränderung des Körpers. Im Rückenflug versagt diese Ueberwachung, da beim normalen Menschen für Aese Lage keine Erinnerungsbilder bestehen, all unser Erfahrungswissen haben wir bei aufrechter Körperhaltung gewonnen. Der Einfluß der Statolithen, der Gleichgewichtkörperchen im Ohr, ist beim Menschen sehr gering, sie werden im normalen Leben nicht allzu stark gebraucht. Beim Uebergang aus dem Geradflug in den Gleitflug allerdings wird dadurch eine sehr deutliche, ja unangenehme Empfindung erzeugt. Dagegen entsteht seltsamerweise beim Sturzflug, wenn das Flugzeug seine volle Fallgeschwindigkeit erreicht, gar keine Empfindung. Wenn man es nicht wüßte und nicht sähe, wie die Gegenstände auf der Erde allmählich größer werden, so würde man, etwa bei geschlossenen Augen, nicht vermuten, daß man fielen. Für das Entfernungssehen, die Tiefenwahrnehmung des Raumes kommt hauptsächlich die Beurteilung der Größe eines bekannten Gegenstandes in Frage, das stereoskopische Sehen versagt schon in geringerer Höhe.

Gesundheitspflege

Die Zahnwurzelentzündung als Krankheitsursache. Krankmachende Bakterien können auf verschiedenen Wegen in den menschlichen Körper eindringen: durch die Haut bei Verletzung derselben; durch die Schleimhäute, zumal des Magen- und Darmkanals, besonders in dessen oberem Abschnitt, wo die Gaumenmandeln ja häufig erst selbst erkranken und dann nicht mehr imstande sind, das Weiterwandern der Bakterien ins Blut zu verhüten; eine dritte, in ihrer Bedeutung oft unterschätzte Eintrittspforte bilden die kranken Zähne! Wie oft kommt es vor, daß zwei Menschen sich gleichzeitig eine starke

Durchnässung oder Erkältung zuziehen. Der eine wird bald wieder gesund, beim andern aber entwickelt sich eine langdauernde Erkrankung des Herzens, der Nieren oder der Gelenke. Wie ist das zu erklären? Wir gehen nicht fehl, wenn wir sagen, der schwer erkrankte Mensch hätte in seinem Körper schon ein Depot von Bakterien, die nur auf die günstige Gelegenheit warteten, um den geschwächten Körper zu überfluten und ihr Zerstörungswert zu beginnen. Die Gelegenheit ist die Erkältung mit der Herabminderung der Widerstandskraft, das Depot, die Bakterienniederlage aber müssen wir gar oft in irgendeiner vergessenen Zahnwurzel oder einem kranken Zahn suchen. Hier können sich diese Schädlinge ungehindert vermehren, greifen oft auch auf die Umgebung der Zahnwurzel über, der Zahn „sicht auf Eiter“, wie man sich ausdrückt. Zum Zahnarzt aber geht man erst, wenn Schmerzen auftreten. Und doch sollte niemand so lange warten, bis der Zahn schmerzt oder gar bis aus dem vernachlässigten Zahne und seiner leicht zu erhebenden Erkrankung eine schwere Nierenentzündung, ein Gelenkrheumatismus oder eine Herzkappenentzündung sich entwickelt hat.

Die Jahresleistung der Herzpumpe. Recht interessante Berechnungen finden sich im „Scientific American“. Mit jedem Herzschlag treiben die beiden Herzkammern 10 Kubitzoll Blut (1 Zoll = 2,54 Zentimeter) in den Körper, also in einer Minute 750, in einer Stunde 45 000 usw. In Wasser umgesetzt, wären dies 7000 Tonnen in einem Jahr. Oder in einem runden Wasserturm von 50 Fuß (1 Fuß = 30,4 Zentimeter) Durchmesser und 115 Fuß Höhe wäre diese Gesamtblutmenge eines Jahres unterzubringen.

Erdkunde

Eine Forschungsreise durch Patagonien. Forschungsreisen durch die wenig bekannten Gebiete von Patagonien und Peru hat im Jahre 1920 und 1921 der Bötobulger Professor Otto Nordenskiöld unternommen und einen Bericht darüber in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde erstattet, der in den „Naturwissenschaftlichen Mitteilungen“ veröffentlicht wird. Von Lima aus machte er zunächst einen Abstecher in die südperuanische Kordillere nach der höchsten Stadt der Erde, der Minenstadt Cerro de Pasco, die in einer Höhe von 4300 Metern liegt. Man gelangt dahin mit einer Eisenbahn, die in einem 4780 Meter hoch gelegenen Tunnel die Wasserscheide zwischen Stillen und Atlantischen Ozean kreuzt. Aus den reichen Zuckerpflanzungen und blühenden Obstplantagen der Täler kommt man beim Ansteigen der Eisenbahnstrecke in immer höhere Regionen; aber nach dem Passieren des Tunnels ändert sich die Landschaft wieder mit einem Schlage und man tritt in ein großes Viehzuchtgebiet ein, in dem die Kinderherden von indianischen Familien bewacht werden. Auch Getreide- und Kartoffelbau wird hier betrieben. Oberhalb der Höhe von 4000 Metern, wo in jeder Nacht Frost eintritt, beginnt die Region der Schafe, die in noch größeren Höhen durch Lamas und Alpakas abgeleitet werden. Die Stadt Cerro de Pasco verdankt ihre Bedeutung einem in großer Höhe gelegenen Steinkohlevorkommen. Bei diesem Ausflug führen die Reisenden zwei Wochen lang auf Füssen den Rio-Perene-Fluß abwärts. Es leben an den Ufern des Flusses wenig bekannte Indianerstämme, die einen Uebergang von den Wald- zu den Bergindianern darstellen. Bisher ganz unbekannt waren merkwürdige hohe Fahlbauten im Binnenlande.

Diesem ersten Abschnitt der Reise folgte dann eine Küstenfahrt südwärts bis zum Golf von Pennas, von dem aus man in das patagonische Gletschergebiet vordrang. Dieses Gebiet, das sich 700 Kilometer weit in der Nord-Südrichtung erstreckt, ist die längste zusammenhängende Eismasse der Erde außerhalb der Polargebiete. Die meteorologischen Beobachtungen ergaben, daß man es hier wohl mit der niederschlagreichsten Gegend der Erde außerhalb der Tropen zu tun hat.

Völkerkunde

Tyrann Mode bei den Naturvölkern. Im allgemeinen neigt man zu der Ansicht, daß die Naturvölker naturgemäßer lebten, sich nährten und kleideten als die Kulturvölker, besonders die europäischen, die sich der Natur mehr oder weniger entfremdet hätten. Nichts ist unrichtiger als dieser Glaube: die Sucht, der Natur „nachzuhelfen“ und zur Erreichung eines eingebildeten Schönheitsideals den Körper zu vergewaltigen und zu verunstalten, ist bei primitiven und Halbkulturvölkern ebenso verbreitet wie bei den Modedamen Europas und Amerikas. Besonders merkwürdige Beispiele dafür trifft man bei den vielen Volksstämmen im Inneren Hinterindiens, in den Gebirgen von Birma. Da sind z. B. die den Chinesen verwandten Karen, bei denen jede Frau 50 bis 60 Pfund Metall in Gestalt von Arm-, Bein- und Halsringen mit sich herum schleppt. Die ganzen Unterarme sind von einem festen Panzer aus aneinander gelegten Ringen umschlossen; ein geradezu groteskes Aussehen verleiht den Karenfrauen aber der messingne Halskragen, der durch Anfügen immer neuer Ringe sich allmählich so erhöht, daß der unglücklichen Trägerin jede Kopfbewegung unmöglich wird. Bei einem anderen Stamm, den Gaungtos, sind die Beine ein Opfer der Mode geworden: in „Strumpfbänder“ aus Baumrinde, die unterhalb der Knie fest umgelegt werden, sind zahlreiche große Messingringe von solchem Gewicht eingeschnitten, daß diese Frauen sich oft nur mit Hilfe eines Stockes fortbewegen können, zumal da die Ringe beider Beine sich leicht ineinander verfangen. Diese Mode ist um so merkwürdiger, als es in der Heimat der Gaungtos nur steile, steinige Bergpfade gibt.